Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 53. Bromberg, den 16. März 1927.

Lukas Hochstrassers Haus.

Ein Roman von Ernst Zahn.

Elftes Kapitel.

Der Morgen war wie jeder andre. Er war hell, ja heller als mancher. Denn die späte Sonne nahm ihren winterlichen Glanz zusammen und warf ihn über Land und See. Der Wolken waren weniger geworden. Sie kamen weißen Schiffen gleich aus Osten geschwommen und zogen langsam hoch über die Wälder der Hügel, über die stillen Dörfer und über den See. Es taute nicht mehr. Ein kalter Wind trocknete die Rinnen der Straße.

Drüben vor dem Hause des Kapitäns lag noch das blaue Wasser, und jenseits stieg das schöne Ufer sacht an, und der noch weiße Wald ragte gen Himmel und hatte den Glanz der Sonne über sich. So war es Tag.

Und es war doch nicht Tag!

Brigitte Fries saß am Fenster, wo sie gestern gesessen hatte. Sie hatte die schlanken Hände im Schoß liegen und sah bald vor sich nieder, bald aus dem Fenster ins Leere. Ihr Gesicht war weiß wie der Schnee, der noch auf den fernen Hügeln lag. Ihre Augen hatten einen Ausdruck wortlosen Grauens. Unter ihnen lagen tiefe Schatten. Zuweilen zog sie die hochgebogenen Brauen auf, daß die Stirn sich in Falten legte, und als schmerze sie der Kopf. Ihr Haar aber war sorglich in Zöpfe gelegt und geglättet, sie trug das schlichte Kleid, das sie täglich im Haushalt anlegte und es war sauber und schmuck wie jeden Morgen. Sie hatte sich für diesen neuen Tag gerüstet, obwohl sie den Tag und seine Sonne nicht sah, sondern wie einen Nebel vor ihren Blicken hatte, so daß alles grau war. Die Dörfer läuteten einander den Morgengruß zu, das war immer wie ein freundliches Wandern singender Stimmen rund um den See. Heute hatten die Glocken keinen Klang. Und in der Welt, die gestern voll Hoffnung gewesen, war heute keine Freude, war alles öde, düster und grau.

Nach einer Weile erhob sich Brigitte; sie war nicht an Müßiggang gewöhnt. So hob sie mechanisch ihr Tagewerk an, tat es auch fort, den ganzen Morgen hindurch, nur langsamer als sonst und als müßte sie sich über alltägliche Dinge manchmal besinnen. Immer noch zog sie dabei, als schmerze sie der Kopf, die Stirne hoch. Sie bereitete sich ihr Mittagsmahl, setzte sich zu Tisch, nur essen konnte sie nicht. Aber als sie dasaß, brachte der Briefträger ihr eine Karte ihres Vaters .Sie legte sie vor sich hin, las die Adresse und legte sie wieder auf den Tisch. Dabei schauderte sie zusammen. Sie konnte die Karte nicht lesen . Was — würde er sagen, der Vater? Und sie fror wieder und trug vom Tisch ab, was sie aufgetragen hatte.

Einige Stunden vergingen. Brigitte arbeitete das und jenes, zuweilen schlich sie ans Fenster zurück und saß und sann.

Dann kamen weite, starke Schritte über die Straße, durch den Garten an die Haustür. Lukas Hochstraßer! Sie fuhr auf. Einen Augenblick versagte ihr der Atem; sie griff an die Kehle, als enge sie das Kleid am Halse. Eine fürchterliche Scham überfiel sie. Der — sein Vater — sein ehrwürdiger Vater — der durfte es nicht sehen — nicht wissen. Als Lukas an die Stubentür pochte, hatte sie sich zusammengerafft. Sie lächelte, als er hereinkam. Aber es war ein mühsames Lächeln, und ihr Mund zitterte. Er erkannte im ersten Augenblick, daß ihr etwas fehlte . Er grüßte nicht einmal. „Was hast du?" fragte er sie.

Da überwand sie sich dennoch und log, daß ihr den ganzen Morgen nicht wohl sei, doch werde es schon vorübergehen. Als er sich setzte und sagte, er habe nach ihr sehen wollen und ob sie nicht mit ihm heimkommen möge, trat sie dicht an ihn heran und lehnte sich an ihn, als ob sie ihm etwas sagen wollte und es doch nicht herausbrächte.

Er legte den Arm um sie, sprach ihr zu und wollte wissen, was er für sie tun könne. Da meinte sie, sie würde am Abend wohl noch ins Hochstraßer-Haus hinaufkommen, wenn ihr besser sei. Sie wolle sich nachher ein wenig niederlegen. Lukas stimmte ihr bei, sprach dann von dem und jenem, kam auch auf Martin zu reden, und sie hörte zu und gab Antwort. Weil sie aber sichtlich blasser wurde, einmal auch ihr die Lider über die Augen sanken, als ob sie ohnmächtig werden wollte, befiel ihn Unbeholfenheit; er hatte nie mit schwachen Frauen zu tun gehabt und empfand eine unklare Angst um das Mädchen, das wie der Tod aussah. Er ermahnte sie sich zu legen, und versprach ihr, auf der Stelle Rosa zu schicken. Aber da lächelte sie wieder und faßte sich, wollte von Rosa nichts wissen, wollte sich nur ausruhen. So stand er bald auf, litt es nicht, daß sie ihn begleitete, strich mit der großen Hand über ihren blonden Scheitel und sprach ein paar ruhige Worte, die ihr seltsam wohl taten. Dann ging er, und sie wußte, daß er am Abend wieder nach ihr sehen würde, wenn sie nicht in den Berg kam, wie sie versprochen hatte.

Am Abend, noch ehe Lukas wieder erschien, kam ein Brief von Martin, ein stürmischer, reuevoller, halb demütiger, halb zorniger Brief. Verzeihen solle sie, nicht verwerfen solle sie ihn. Sie sei doch zu seiner Frau bestimmt! Da besann sie sich, wie alles werden sollte. Sie suchte allerlei Entschuldigungen hervor und begann den Bräutigam vor sich selber reinzuwaschen. Es war eine mühselige Arbeit, aber sie tat sie mit zäher Unverdrossenheit; nur immer, wenn sie es getan hatte, waren wieder neue Bresten und Flecken an ihm. Allmählich gewann sie aus allem den Entschluß, daß in ihrem Leben nichts anders werden dürfe. Sie wollte versuchen, sich in Martin zu finden, obwohl ein seltsames und fürchterliches Gefühl des Zuwiderseins in ihr aufstieg, wenn sie jetzt an ihn dachte. Sie konnte sich aber nicht helfen, daß sie über den Sohn hinaus immer den Vater sah, den Mann, der wie ein Turm unter den Menschen stand, und um des Vaters willen konnte sie sich nicht vom Sohne lossagen, weil — weil sie das Häßliche, das am Sohne zutage getreten war, nicht vor die Augen des Vaters kommen lassen wollte.

Mit dem Einnachten kam Lukas wieder, barhaupt, mit offener Weste, wie der Landmann bei der Arbeit geht. „Du mußt mich nehmen, wie ich bin", sagte er im Eintreten. „Es ist viel zu tun daheim, und ich wollte doch so bald nach dir sehen, als es sein konnte."

Brigitte war noch immer bleich, hatte aber eine stille Ergebenheit und Festigkeit gewonnen, die ihr etwas frauenhaft Ruhiges gab und ihr wohl stand. Auf Lukas' Frage gab sie Bescheid, daß ihr besser sei. Dann trug sie ihm ungeheißen ein Abendbrot auf. Als sie darauf beieinander saßen, kam jedes in des andern Nähe ein tiefes Wohlempfinden an. Sie führten ein ruhiges Gespräch von der Zukunft, von Martin, von Gotthold Friesens naher Rückkehr, und wenn auch Brigitten zuweilen plötzlich die daniedergehaltene Angst und Qual vor den Atem kam, so daß sie die Lippen zusammenpreßte oder ein Wort sich ihr ver-

schlug, war ihr doch, daß sie mit Hilfe dessen, der jetzt bei ihr saß, über das Hinwegkommen müßte, was geschehen war.

Im Gespräche meinte Lukas: „Manches wirst du an Martin anders wünschen, aber — laß gut sein — ich denke, wir beide werden ihn schon so in die Schuhe stellen, wie wir ihn brauchen.“

Da atmete Brigitte hoch auf und sagte: „Ja, nicht wahr, Vater, Ihr werdet Eure Augen auf uns behalten?“

Er nickte mit einem ruhigen Lachen. Dann begann er von vielem zu sprechen, was er für die Zukunft, für seine Söhne und sein Haus sich zurechtgelegt. Es war alles geordnet und geglättet, und wie er es erzählte, stand die kommende Zeit in klaren und festen Strichen vor Brigittens Augen hingezeichnet. Als er dann endlich sich erhob, ihr die Hand reichte, meinte, sie habe ihm am Vormittag Angst eingejagt mit ihrer Bläße, und sie aus seinen Worten die schlichte Freude an ihr selbst hörte, war ihr einen Augenblick, als ob sie sich ihm an die Brust werfen sollte: „Hilf mir du! Sag' mir, was ich tun soll!“ Aber dann schämte sie sich wieder ihrer Schwäche angesichts seiner großen, in Wort und Geste liegenden Kraft, und sie bat ihn nur, morgen wieder zu kommen, da ihr das Alleinsein ungewohnt und fast mühsam sei

Trotzdem sein Tagewerk reichlich und schwer war, kam Lukas auch andern Tages. Sie kamen sich in diesen zwei Tagen seltsam nahe. Brigitte wurde aus dem Grübeln über das, was geschehen war, herausgerissen, solange Lukas da war. Sie gewann etwas von ihrer Sicherheit, ja selbst von ihrer Fröhlichkeit zurück, bis Gotthold Fries heimkehrte. Nur Martins Brief zu beantworten vermochte sie nicht.

Es war später Abend, als Gotthold Fries zurückkam. Er traf mit demselben Schiff ein, mit dem Martin damals gekommen war. Es war schon dunkel und eine häßliche Nacht begann. Regen und Sturm! In Stößen fuhr der Wind über die Straße daher, es war jedesmal, als ob eine Schar wilder Pferde vorüberfegte, dann peitschte der Regen die Scheiben, und ein Zischen und Brodeln kam vom See her, dessen Wellen ans Ufer schlugen. Gotthold Fries trat ein, in seinen alten Mantel gehüllt, der noch ein Überbleibsel seiner Kapitänsjahre war. Obwohl er nur den kurzen Gang vom Schiffe nach seinem Hause getan hatte, triefte er von Wasser und pustete, stellte den Handkoffer, den er getragen, gleich im Flur zu Boden und schimpfte: „Ein schönes Wetter habt ihr in Herrlibach!“

Da trat Brigitte zu ihm, gab ihm die Hand und half ihm aus dem Mantel. Vom Sturm gezaust und im trüben Licht der Flurlampe kam er nicht dazu, das Mädchen näher anzusehen. Dann wurde er das Unbehagen, das er von außen hereingebracht hatte, los, nahm Brigittens Hand und ging mit ihr in die Stube, wo für sie beide gedeckt war. Er war gesprächig wie selten und hatte von seiner Reise so viel zu erzählen, daß er nicht dazu kam, zu fragen, wie es zu Hause gegangen. Brigitte trug das Essen auf, setzte sich mit an den Tisch, an dem der Vater schon Platz genommen hatte, und hatte so lange die Ruhe bewahrt, die ihr Lukas gegeben hatte. Auch dann noch wurde sie Herr über die heimliche Qual, die in ihr erwachte, sie machte sich viel zu schaffen um den Heimgekehrten und fragte immer wieder nach dem und jenem, wenn er je zu sprechen aufhörte. Endlich aber hatte der Vater alles, was er bedurfte, und gingen ihr die Gedanken aus. Da fühlte sie, wie das Blut siedend in ihr aufstieg, jetzt zum Halse, jetzt in Wangen und Stirn. Sie beugte sich tief über ihren Teller. Und jetzt hob Gotthold Fries das braune Gesicht, von dem das weiße Haar und die gleichfarbigen Brauen schön und scharf abstachen. „Wie ist es dir gegangen, Kind? Ist Martin dagewesen?“ fragte er.

„Ja,“ sagte sie und hob in diesem Augenblick die Augen. Gleichzeitig schaute auch Gotthold Fries sie an. Ein Ausdruck des Befremdens kam in seine Züge, er hörte auf zu essen und saß in vorgebeugter Haltung, scharf in Brigittens Angesicht spähend. Sie legte die Hände auf den Tisch, ihre Augen wurden größer, und es wuchs langsam, langsam eine fürchterliche Angst daraus heraus. So schauten sie einander wohl eine Minute lang, ohne zu reden, an. Dann fragte Fries: „Was — was ist mit dir?“

Sie stand auf und ging ans Fenster, legte die Hand auf den Knauf und schaute in die Nacht hinaus, ohne sie zu sehen.

„Was hast du?“ fragte der Vater wieder. Auch er erhob sich und kam an sie heran, mit den nicht mehr sicheren Händen faßte er von hinten ihre beiden Arme und zwang sie, sich umzuwenden. Nun war ihr Gesicht wieder so fahl, wie Lukas es gesehen hatte. Aber an Friesens Art war nichts von der stählenden Kraft, die in Lukas Hochstraßers Nähe lag. Er war alt, gebrechlich und dann — er war derjenige, an den Brigitte festgewachsen, mit dem sie eins war und vor dem sie Zeit ihres Lebens keine Geheimnisse gehabt hatte. Wie der Sturm, der draußen über die Straße fegte, brach plötzlich ein Schluchzen von ihr. Sie hielt sich am Fensterknauf und zitterte, als ob sie friere, und sagte nur zweimal mit bebenden Lippen ein leises: „Mein Gott!“

Fries suchte sie mit halblauten Worten zu trösten, wie man Kinder tröstet, und als sie auf vielmaliges Fragen, was ihr fehle, keine Antwort hatte, erzürnte er sich nach Art alter Leute und zänkelte, sie möge doch reden. Sie antwortete noch immer nicht. Der zwischen Zorn und Angst hin und her geworfene Alte fuhr aber fort, ihr zuzusprechen: das sei kein Benehmen für ein Mädchen, dem bislang nichts gefehlt habe und vor dem die Zukunft in schönem Lichte liege. Er meinte dann, daß sie unter seinen Worten sich beruhige, und versuchte, dem Gespräch eine scherzhafte Wendung zu geben, neckte sie, daß eine, die eines so schönen und stattlichen Menschen und Soldaten wie Martin Hochstraßer Frau werden wolle, keinen Anlaß zu Klagen habe. Da aber, da er das gesagt hatte, stockte er plötzlich. Brigitte hatte sich nach ihm umgewendet, es sah aus, als müßte sie jeden Augenblick zusammensinken. Mit beiden Händen hinter sich ans Gesims greifend, stand sie da, immer noch wie frierend. Ihre weiße, klare Stirn leuchtete in die von der Lampe schwach erhellte Stube. Ihre Lippen bewegten sich; aber Fries verstand nicht, was sie sprach. Auf einmal sagte sie klar und deutlich: „Ich bin schon seine Frau.“

Der Kapitän starrte sie an. Die Gedanken stürmten so jäh auf ihn ein, daß er das Reden vergaß. Dann erriet er, was geschehen war, erriet alles aus den Befürchtungen heraus, die er ehemals gehabt, aus manchem, was ihn auch dann noch bedrängt hatte, als die Freude an Martin über seine anfänglichen Zweifel Herr geworden war.

„Schlagt Ihr mich, Vater?“ fragte Brigitte, ihre Augen glänzten fiebrig.

Aber Gotthold Fries hatte keinen Zorn. Er war wie mit schwerer Faust vor die Stirn geschlagen. Langsam wendete er sich um und ging zu seinem Sofasitz zurück, dort hing er den einen Arm über die Lehne, den andern stützte er mit dem Ellbogen auf sein Knie, den Kopf ließ er auf die Brust sinken, tief, bis das braune Gesicht völlig in den Schatten gerückt und dunkel war, während das seidene Haar in fast grellem Weiß wider das Licht schien. Dann hob Brigitte in kurzen, abgebrochenen Worten zu sprechen an. Immer wieder holte sie einen Satz aus sich herauf wie einen schweren Stein und bröckelte ihn dann vor den Vater hin in kleinen, kantigen, schmerzenden Stücken. Das war geschehen! Sie wußte nicht, ob er verstand, was sie sagte. Zerschlagen und zerschmettert saß er dort. Er war tags seines Lebens ein gutherziger und freundlicher Mann, im Berufe fest, nie aber überstark gewesen. Und jetzt war er alt — und jetzt hatten sie ihm das Bild zerschlagen, an dessen Heiligkeit er mit fast dürstenden Blicken täglich gehangen hatte! Als er aus Brigittens Erzählen alles wußte, entrangen sich ihm ein paar Worte: „Ich darf mich nicht mehr sehen lassen vor den Leuten.“

Da kam Brigitte zu ihm herüber, kniete vor ihn hin und bat, daß er ihr rate, redete wirre Worte, aus denen doch ihr Entschluß klang, daß sie mit Martin nicht brechen könne, um seines Vaters willen nicht.

Er nickte wie einer, der von Sinnen ist, in sich hinein. „Weißt, was wir am besten täten, wir zwei, Mädchen? Hinausfahren sollten wir jetzt auf den See, wir beide in der Nacht, wo uns keiner sähe, und nicht mehr heimkommen sollten wir.“

„Vater,“ stöhnte Brigitte und rutschte näher an ihn heran, ihn mit beiden Armen umfassend. „Der Herrgott sähe uns doch, Vater.“

In diesen Worten, die sie gleichsam den Lippen des Pfarrherrn nachsprach, dessen Unterricht sie zu St. Felix genossen, lag die ganze Reinheit und Kindlichkeit ihres Wesens. Sie rüttelten den Alten auf, der seine Gedanken nicht mehr, wie er wollte, zu lenken vermochte, weckten ihn zur Erinnerung, daß sie vorhin Lukas genannt hatte. Und an diesen Namen begann auch er sich wie an eine rettende Planke anzuklammern. „Lukas Hochstraßer,“ murmelte er, „vielleicht weiß der einen Rat!“

Sein Murmeln ging dann in ein bloßes Lippenbewegen über, so daß er immer noch wie ein Verwirrter dasaß. Erst allmählich, da er die Verzweiflung aus Brigittens zu ihm erhobenen Augen scheinen sah, ermannte er sich. Sein Ton wurde fester. „Ja! Mit Lukas wollen wir morgen reden,“ sagte er.

In diesem Entschluß fanden sich beide in den Alltag zurück. Aber die Dumpfheit wich nicht von dem kleinen Haus. Fries und Brigitte gingen aneinander vorbei und saßen verloren herum, und wenn eines dem andern begegnete, erschraken sie, und wenn eines dem andern ein Wort sagte, fuhr dieses zusammen und das Blut stieg ihm ins Gesicht, als ob es auf unrechten Gedanken ertappt worden wäre. Brigitte jedoch wuchs langsam, unbewußt aus ihrer Qual heraus. Sie stand in ihrer Stube, schlank, das Antlitz erhoben und die Augen an der Decke

und betete. „Siehe mich, Herr, ich habe keine Schuld! Nun tue mit mir nach deinem Willen." So kam langsam, langsam eine stille Gefaßtheit ihr zurück. Der Vater aber, vielleicht weil ihm die Spannkraft der Jugend fehlte, vermochte sich nicht aufzurichten. Der Kopf hing ihm tief auf die Brust, die kleine Gestalt schien noch mehr in sich selbst zusammenzuschrumpfen, und wenn ein Schritt auf der Straße hörbar wurde, verließ er die Wohnstube und barg sich; eine krankhafte Scheu vor den Menschen hatte ihn erfaßt. So geschändet fühlte er sich, daß er sein Gesicht ihnen nicht mehr zeigen konnte. So war er in jener ersten Nacht und so blieb er in den Tagen, die kamen.

In diesen kommenden Tagen hatten sie mit Lukas Hochstraßer reden wollen, aber keines der beiden kam auf das zurück, was sie am ersten Abend beschlossen hatten. Vielleicht wartete jedes, daß das andere die Aufgabe erfülle, und weil keines den Mut hatte, blieb sie unerfüllt.

Am dritten Tag nach des Kapitäns Rückkehr kam Lukas zu ihnen. „Wenn ihr nicht zu mir kommt, muß ich zu euch kommen," sagte er, als er in seiner lauten und frohen Art bei ihnen eintrat.

Aber Brigitte war allein in der Wohnstube, hatte heiße Wangen und mußte lügen. Der Vater sei ausgegangen, sie wüßte selbst nicht zu sagen, wohin. Fries aber hatte sich auf den Estrich gestohlen, saß dort zusammengekauert, ächzte und die Scham rüttelte ihn. Lukas wartete eine ganze Weile, ob er zurückkommen werde, sprach von den Fastnachtsfreuden, welche die nächsten Tage bringen sollten, und zog eine Karte aus der Tasche. „Martin wird morgen kommen. Du wirst es schon wissen, Brigitte."

Und Brigitte würgte an einem Worte und log zum zweitenmal. Gewiß wüßte sie, daß er kommen würde, Martin.

„Tanzen will ich euch sehen zusammen," sagte Lukas lachend. Sein Ton verriet, wie groß er das Glück wertete, das sie, Brigitte, dem Sohne gegeben. Sie vermochte ihm abermals nicht zu sagen, was sich ihr auf die Lippen drängte. So erfuhr Lukas Hochstraßer auch jetzt nicht, was auf ihr lastete. Ein Verdacht aber, daß etwas ihm verhehlt werde, stieg in ihm auf. Als er bald nachher das Haus verließ, wendete er sich draußen noch einmal zurück, und sein Blick überflog Fenster und Tür, als müßte er sich vergewissern, daß alles noch sei wie ehedem. Es war ihm etwas fremd erschienen in diesem Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Finnische Bilder.

Von **Heinz Richter.**

Ein weites Hafenbecken, am äußeren Rande durch kleine und große Felseninseln abgegrenzt, das in vornehmen Bogen sich rundende Ufer mit hohen und kunstvollen Bauten gekrönt, auf dem blanken Wasser eine ansehnliche, gerade noch überblickbare Schar von stattlichen Schiffen und Booten: das ist der erste Eindruck von Finnland, wenn man sich seiner Hauptstadt, Helsingfors, vom Meere her nähert.

Marktgewimmel, Autos, Straßenbahnen, Zeitungsstände, elegante Welt, eilende Geschäftsleute, Matrosen, alles schluckt die breite „Esplanade". Musik lockt aus dem Grün der Anlagen, die ganze Großstadt wogt um sie herum, und Finnen und Fremde freuen sich an den bald flotten, bald schwermütigen Klängen des Orchesters.

Ein schlanker, hoher Turm erhebt sich plötzlich über den Häusern, man tritt auf einen freien Platz, und vor einem liegt ein schlichter, eindrucksvoller Bau. Zwei Seiten des mächtigen Gebäudes werden von diesem in seiner Steile und Strenge für Finnland so kennzeichnenden Turm an einer Ecke kräftig zusammengefaßt; ein weites, mit großem Bogen überwölbtes Tor saugt den Verkehr in sich hinein. Es ist der Bahnhof. — —

Schon nach einigen Tagen haben wir erkannt, daß es in diesem Lande Sitte ist, jeden Tag mindestens einmal in einem der vielen Seen zum Schwimmen zu gehen. Doch der eigentliche Hochgenuß ist für den Finnen nicht das Bad im See, sondern die Sauna! Man sagt, ehe sich der Bauer sein Wohnhaus errichtet, baue er sich eine „Sauna". Tatsächlich findet man bei jedem auch noch so kleinen Wohnhause in einiger Entfernung eine wohlgefügte Holzhütte. Im Innern sind zwei Räume vorgesehen. Im zweiten steht ein backofenähnliches Gemäuer, und an der einen Wand ist in halber Stubenhöhe eine Plattform errichtet mit Liege- und Sitzgelegenheiten. Jeden Freitag oder Sonnabend ziehen alle Familienmitglieder ins Bad. Mit Hilfe von im Ofen erhitzten Steinen und darüber gegossenem Wasser wird die ganze Sauna unter Dampf gesetzt, und die Badenden nehmen bereit liegende Ruten aus Birkenzweigen zur Hand und schlagen aus Leibeskräften auf einander ein. Das erhöht den Genuß, denn man gerät dabei erklärlicherweise gehörig in Schweiß. Ist das geschehen, so greift man zu den bereit stehenden Kübeln voll kalten Wassers und schüttet sie sich gegenseitig über den Kopf. Meist ist ja auch (wie in Finnland überall) ein See nicht weit, denn die Sauna wird schon gern in dessen Nähe gebaut; so läuft man auch nach dem Schwitzbade zur Abkühlung geschwind zum See. Echte Saunafreunde hacken sich im Winter ein Loch in die Eisdecke, um so die Abkühlung recht kräftig genießen zu können. Es gibt Finnen, die mitten in der Woche eine Reise abbrechen, um am Wochenende zur heimischen Sauna zurück zu sein. Schon ganz kleine Kinder werden in die Sauna mitgenommen, und man sagt, die Kraft und Ausdauer des Finnen in seinem äußeren und inneren Wesen sei auf diesen Brauch zurückzuführen. — —

„Sprechen Sie etwas Deutsch?" — „Ja!" — „Dürfen wir unser Gepäck für zwei Tage bei Ihnen lassen? Wir wollen nur einmal kurz an den Laatokka-See und kommen auf dem Rückweg hier wieder vorbei." — „Wollen Sie nicht bei uns zur Nacht bleiben? Wir freuen uns sehr über jeden deutschen Besuch. Wir zeigen Ihnen dann auch den Laatokka. Bitte steigen (kommen) Sie herein!" Wir waren in den Pfarrhof eines Dorfes nicht weit von dem genannten See geraten, und die Pfarrerstochter nötigte uns so lange mit freundlichen Worten zum Bleiben, bis wir nachgaben. Auch der alte Pfarrer nahm uns freundlich auf. Es wurden uns finnische und karelische Volksgerichte vorgesetzt, es gab eine freundliche, ernsthafte Unterhaltung über Finnland und Deutschland, der alte Herr war im finnischen Landtage Abgeordneter gewesen, und am Sonntage besuchten wir den finnischen Gottesdienst, von dem wir leider kein Wort verstanden; um so mehr freuten wir uns an der bunten Tracht der Karelierinnen und nach dem Gottesdienst an dem langen Zuge der zweiräderigen Einspänner, auf denen die Kirchgänger wieder heim eilten. Manche hatten einen Weg von mehreren Stunden vor sich. Nach Tisch mußten wir an der Geburtstagsfeier des Dienstmädchens teilnehmen; es hatte einfach seine Herrschaft und uns Gäste zum Kaffee geladen. Das Pfarrerstöchterchen exerzierte uns ein: „Onnea pallea!" (heißt: Ich gratuliere schön!). Dann zogen wir alle ins Gesindestübchen hinter der Küche, der Pfarrer hielt eine kleine Geburtstagsrede, und alle mußten tüchtig Kuchen essen, denn „sonst gibt's ein großes Unglück", hieß es.

Anschließend Motorbootfahrt nach dem Laatokkasee. Anderthalb Stunden geht es durch Felsenbuchten und Inselchen hindurch, immer höher wird der Wellenschlag, immer spärlicher der grüne Saum am oberen Rande der Steinufer, schließlich dehnt sich vor uns die schier unendliche Fläche des düsteren Sees. Unser Boot tanzt auf den Wellen, bis wir den sandigen Strand anlaufen und das unvermeidliche Bad nehmen. Es folgt eine Nacht in geheimnisvoller, einsamer Fischerhütte. Zuvor ein Mahl am roh behauenen Tisch mit all den finnischen Leckerbissen, die wir aus dem Pfarrhause mitbekommen hatten: Fisch in jeder denkbaren Form, Lachs, saure und gekochte Fische und Fischkuchen, eine besondere Feinheit der dortigen Küche. Am nächsten Tage kehrten wir zum Pfarrhof zurück und verabschiedeten uns herzlich. — —

Wir kommen gegen Abend an einen Bahnhof und wollen noch weiter. Es geht nur noch ein Güterzug, so fahren wir mit dem. Bescheiden setzen wir uns in den Packraum des Zugführerwagens, doch die Schaffner kommen und nötigen uns in ihr Abteil auf die Polsterbank, während sie sich selbst auf die Holzbank gegenüber setzen. Es gibt ein großes Radebrechen mit Mienenspiel, heftigen Armbewegungen und „Faust"skizzen im Notizbuch. Schließlich fangen die drei Schaffner an, uns etwas vorzusingen, erst Soldatenlieder, dann weichere Melodien. Wir sind ganz Ohr und blicken tief hinein in das Herz dieses eigenartigen Volkes. Auch wir singen etwas. „Ich hatt' einen Kameraden" und „Sah ein Knab' ein Röslein stehn", sind ihnen von den deutschen Truppen aus dem Jahre 1918 noch bekannt und finden besonderen Anklang.

Dann zeigt uns einer der Eisenbahner im Vorüberfahren sein Häuschen. Der Zug hält, wir sind am Ziele, sagen den Dreien Lebewohl und wandern schweigend in die milde, dämmerige Sommernacht hinaus.

Hinter uns die Wölfe . . .

Ein sibirisches Abenteuer von **Joseph M. Velter.**

Am Nachmittag eines klaren Wintertages hatte ich, im Schlitten von Kansk kommend, auf dem Wege nach Ilansk nach Überwindung eines vom Schnee fast ganz zugewehten Hohlweges endlich fast die Höhe erreicht, die die Wasserscheide zwischen Kan und Ilan bildet, und freute mich nicht wenig, wieder im Schlitten Platz nehmen zu können, da ich, um das kleine, struppige Sibirienpferdchen nicht allzusehr zu übermüden, zu Beginn der Steigung, vor Stunden schon, aus-

gestiegen war. Hinter mir fuhr ein sibirischer Bauer, der sich im letzten Dörfchen mir angeschlossen hatte und der gleichfalls nach Jlansk wollte.

Es war bitter kalt. Die Sonne stand am strahlend blauen, völlig wolkenlosen Himmel, ihre Strahlen aber wärmten nicht, sondern machten die Kälte nur noch fühlbarer. Schnee stak in meinen Stiefeln, zwängte sich durch alle Nähte des Schafpelzes und stäubte in einer trockenen, flimmernden und glitzernden Wolke auf, wenn das Pferd in eine Schneewehe geriet und sich keuchend hindurch arbeitete. Um uns dehnte sich das endlose Land, in blendendem Weiß lagen die sonnenbestrahlten Flächen, in tiefem Blau die im Schatten liegenden Hänge. Der schüttere Wald des Kan-Tales lag längst hinter uns, jetzt erhob sich wie eine Wand zu unserer Linken die Taiga, der sibirische Urwald.

Plötzlich wurden die Pferde unruhig, schnaubten leise, blieben stehen und weigerten sich, weiterzugehen. Fragend wandte ich mich nach dem Bauern um, dessen Augen in dem bärtigen Gesicht einen verstörten Ausdruck angenommen hatten. „Wlki!" rief er entsetzt, und ich werde den merkwürdigen Klang des Buchstaben l nie vergessen, der mit unserem l gar keine Ähnlichkeit mehr besaß, sondern dick, plump und wie von einer schweren, gequollenen Zunge mühsam gewälzt, mein Ohr traf. „Wölfe! Nun gut," sagte ich überlegen lächelnd, „Wölfe habe ich schon zu hunderten getroffen" — was aber reichlich übertrieben war, denn mehr als zwanzig waren es sicher nicht — „aber das ist ja nur ein feiges, scheues Gesindel, das sich verkriecht, wenn es einen Menschen nur von weitem wittert. Ich bin doch schon seit Mai in diesem gesegneten Lande und kenne mich aus." Der Bauer starrte mich eine Weile fassungslos an. „Wölfe im Sommer!" sagte er dann verächtlich. „Da sind sie ja zahm wie Hunde." Plötzlich starrte er, trotz der Kälte bleicher werdend, nach dem Waldrand. In einer Entfernung von etwa zweihundert Metern bewegten sich schmale, dunkle Körper im Schnee, eins, zwei, fünf, sieben! Es waren Wölfe, kein Zweifel. Jetzt ein Gewehr haben! Aber ich hatte keine Waffen mehr, wieder einmal ausgeplündert wie ich war. In Jlansk, wo ich einen guten Freund hatte, sollte mir wieder auf die Beine geholfen werden.

Die Wölfe wandten keinen Blick nach uns, strichen eine Weile längs des Waldes hin und verschwanden darin. „Siehst du," sagte ich triumphierend, „sie haben Angst vor uns." Der Bauer schüttelte den Kopf. „Sie haben uns nicht gewittert. Der Wind steht günstig für uns. Vier Werst sind bis zum nächsten Dorf. Die Schellen von den Pferden! Wenn die Klepper nicht laufen wie die Sandhasen . . ." Er verstummte in abergläubischer Angst, das Fürchterliche auch nur in Worten heraufzubeschwören. Auch mich ergriff allmählich eine Unruhe. Das Geläute war bald vom Geschirr entfernt und verstaut. Wir setzten uns in die Schlitten, wickelten uns in die Decken und trieben die Pferde an. Unruhig liefen sie los.

Da, ganz kurz vor der Höhe, ertönte aus dem Wald das langgezogene Hungergeheul eines Wolfes, jenes in der sibirischen Ödnis unsagbar grausig und gespenstisch klingende Heulen, das mit einer Art kurzen Bellens vermischt ist. Ein Dutzend gleicher Stimmen erhob sich, ferner und näher. Es war, als ob der Wald in der nun beginnenden Abenddämmerung selbst aus hunderten von Kehlen einen unbeschreiblich klagenden Gesang angestimmt hätte. Mit einem Schlage war meine törichte Überlegenheit zum Teufel, die Peitsche sauste einmal nur über die Pferde, dann war die Höhe erreicht, und nun ging es in einer atemlos wilden Jagd bergab, immer an der Taiga entlang, von Zeit zu Zeit durch vorspringende Waldungen, immer in dem gleichen sinnverwirrenden Tempo. Der Schnee sprühte und schlug mir in scharfen, brennenden Wolken ins Gesicht, hinter mir keuchte das Pferd des Bauern, das mit weitvorgestrecktem Halse und fliegender Mähne so dicht aufblieb, daß ich manchmal den heißen Atem aus seinen Nüstern zu verspüren glaubte.

Da hörte ich hinter mir die schreiende Stimme des Bauern: „Sie kommen! Die Peitsche! Schlag zu!" Ich warf mich herum. Hinter uns noch mehrere hundert Meter entfernt kam ein Rudel Wölfe herangejagt, dreißig, vierzig Tiere vielleicht. Ich hatte geglaubt, sie seien schon bei uns, jetzt verstand ich: auf mein Pferd sollte ich einschlagen. Aber wozu? Das gute Tier jagte ohnehin, von der tausendmal böseren Peitsche wilder Todesangst gehetzt, dahin. Wie gut, daß ich es geschont hatte und nicht wie der Bauer bergan im Schlitten sitzen geblieben war.

Langsam kam das Rudel näher. Der Bauer blieb mit seinem Schlitten Meter um Meter zurück. Wie rasend hieb er auf das schweißnasse Tier. Die Landschaft flog an uns vorüber. Wenn der nächste Waldvorsprung uns die Sicht freigab, mußte das rettende Dorf vor uns liegen. Ich drehte mich halb um. Das kurze, kläffende Bellen des Rudels klang schon verteufelt nahe. Der Bauer war fast zwanzig Meter zurückgeblieben und die ersten Wölfe kaum noch dreißig Schritt von ihm entfernt. Er hatte sich tief in den Schlitten vergraben und schwang seine Peitsche, deren klatschende Schläge sich unaufhörlich folgten, unterbrochen von Schreien, die fast wie das Heulen der Wölfe klangen.

Plötzlich hörte ich vor mir einen hellen Ruf. Ich riß mich herum. Eine Frau stand am Wegrand, ein etwa vierjähriges Kind mit erhobenen Armen mir entgegenhaltend. Was sie rief, blieb unverständlich, aber es war klar, ich sollte das Kind mitnehmen. Ich riß die Zügel zurück, einen Augenblick stockte die wilde Jagd, kaum merklich, doch genügte es gerade ,daß ich das schreiende Kind in den Schlitten reißen konnte, dann jagte das Pferd von neuem, jetzt gänzlich verängstigt ,los. Die Frau wird zu dem Bauern springen, zuckte mir ein beruhigender Gedanke durch den Kopf. Zudem hörte ich das Geheul der Wölfe, das noch einmal wild zusammen gellte, zurückbleiben.

Da lag auch schon das Dörfchen vor mir. Ah, die feigen Bestien wagten sich nicht so weit vor!

Wenige Minuten später war ich im Dorfe. Mit fliegenden Flanken blieb das Pferd stehen. Ich sprang vom Schlitten, da kam auch das Gefährt des Bauern schon hinter mir an. Ich stürzte auf den Schlitten zu: Der Bauer war allein! Als ich über 'hn herfiel und ihn rüttelte, ihn anschrie, wo die Frau sei, sah er mich verständnislos an. „Sie war ja gar nicht aus meinem Dorfe," sagte er. Ich mobilisierte das Dorf. Als wir eine halbe Stunde später zu der Unglücksstelle zurückkamen, fanden wir nur noch einen Schuh, in dem noch der Fuß steckte. —

Ich habe nie mehr verächtlich von Wölfen gesprochen.

Saatfeld im Vorfrühling.

Von Hens Gäfgen.

Ich gehe einsam im ersten Licht des grau aufdämmernden Tages durch die Fluren.
Braun und dampfend dehnen sich die Äcker.
Schwarz schwebt ein Krähenschwarm durch den grauen Himmel.
Kahl stehen die Bäume.
Der Winter herrscht noch, auch wenn der Schnee schwand.
Nichts mahnt an Frühling, Wonne und Sonne.
Da fällt mein Blick auf ein fernes Saatfeld.
Wie eine sommergrüne Wiese dehnt es sich zwischen den braunen Äckern.
Ein Bannertuch, das der Frühling ausgebreitet mitten hinein in die Dürre und Kälte.
Lange ruht mein Auge auf der grünenden Fläche und trinkt in sich Hoffen und Erwartung.
Ich möchte niederknien und über die zarten Blätter streichen, wie über den Scheitel eines Kindes.
Einsam und traurig ging ich aus.
Beglückt kehrte ich heim ,denn ich trug Hoffen im Herzen und ich lachte des Windes, der mit barscher Hand die Bäume rüttelte und die Häuser der Menschen

Bunte Chronik

* **Warum macht übermäßiger Salzgenuß durstig?** Zunächst entzieht das Salz dem Körper Wasser und erzeugt so das Gefühl der Trockenheit, das als Durst empfunden wird. Gleichzeitig aber beruht das Durstgefühl auf einem anderen physiologischen Vorgang. Der Organismus vermag nämlich nur eine bestimmte Menge Salz aufzunehmen. Ist diese größer, als sie der Organismus ertragen kann, so wird die übermäßige Salzmenge von selbst durch die Nieren ausgeschieden. Damit diese Ausscheidung möglich ist, muß auch eine entsprechende Menge Wasser gelassen werden. Der Wasserbedarf wird nun dadurch gedeckt, daß die verschiedenen Organe des Körpers Wasser an die Blutgefäße abgeben. Diese Abgabe erfordert jedoch Ersatz in der Aufnahme neuen Wassers, d. h. der Durst meldet sich an.

*

* **Neue Krebspreise.** Zweimal 50 000 Dollar! Zwei Preise von je 50 000 Dollar sind von William Laurence Saunders in Neuyork gestiftet worden für Arbeiten über die Entdeckung der Ursache, der Vorbeugung und Heilung des Krebses. Die Ausschreibung gilt zunächst für drei Jahre. Die Preisrichter werden von der amerikanischen Krebsgesellschaft, der American Association und dem American College of Surgeons eingesetzt.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.